Kirchliche Vertrauensbeziehungen

Carsten Gennerich

Der Begriff des Vertrauens ist werthaltig und emotional positiv besetzt. Er betrifft das Ganze der bewerteten Personen, Beziehungen oder Gegenstandsbereiche. Für kirchliche Vertrauensbeziehungen trifft dies in besonderer Weise zu. Das Verhalten religiöser Repräsentanten ermutigt den Glauben an Gott oder kann ihn nachhaltig stören. Beziehungserfahrungen in der Kirche prägen entsprechend das Bewusstsein von Glaube und Kirche. Die Beziehungen zu Pfarrerinnen und Pfarrern im Speziellen sind daher von besonderer Relevanz für die Mitglieder der Kirche.

Zwei Vertrauensmodelle. Im Bemühen kirchliche Vertrauensbeziehungen zu verstehen und zu fördern, lassen sich zwei grundlegend verschiedene, jedoch komplementäre Denkansätze unterscheiden. Diese möchte ich im Folgenden anhand der Beziehungen von Gemeindemitgliedern zu ihren Pfarrerinnen und Pfarrern empirisch illustrieren. Nach einigen kurzen Hinweisen zur Methode werde ich Ergebnissbefunde bezogen auf die beiden Denkansätze referieren, um danach praktisch-theologische Perspektiven zu reflektieren.

Methode. Für die Erkundung der Beziehungen zur Pfarrerin bzw. zum Pfarrer wurden von mir 1997–1998 eine explorative Interviewstudie (N = 43) und zwei validierende Fragebogenstudien (N = 132 u. 614) durchgeführt.¹ In den Fragebogenstudien wurden die gewünschte Beziehung gegenüber der Pfarrerin oder dem Pfarrer und die tatsächlich wahrgenommene Beziehung (das Pfarrerbild) erfragt. Darüber hinaus gab es Fragen zur Lebenssituation der Befragten und zum Vertrauen in verschiedene Bereiche des Pfarramtes. Eine Studie spezialisierte sich auf die Einschätzung möglichst unterschiedlicher Pfarrer/innen. Eine zweite Studie konzentrierte sich exemplarisch auf vier Pfarrer, die repräsentativ von ihren Gemeindemitgliedern eingeschätzt wurden. Der Wirklichkeitsgehalt der Pfarrerbilder, aber auch die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen verschiedener Gemeindemitglieder mit demselben Pfarrer konnten mit diesen Daten abgebildet werden.

Ergebnisse in der Perspektive des 1. Denkansatzes. In den Interviews erzählten die befragten Mitglieder vielerlei persönliche Geschichten erfüllten und enttäuschten Vertrauens in der Beziehung mit ihrer

¹ Vgl. C. Gennerich, *Vertrauen. Ein beziehungsanalytisches Modell – untersucht am Beispiel der Beziehung von Gemeindegliedern zu ihrem Pfarrer*, Bern 2000.

PfarrerIn bzw. ihrem Pfarrer. Diese Geschichten lassen sich anhand von drei Grundbedürfnissen systematisieren, die organisationstheoretisch für Mitglieder in Organisationen jeglicher Art gelten. *Zum einen* die Sehnsucht nach Anerkennung. Für Beziehungen in der Kirche setzt dies elementar voraus, dass jenseits von gesellschaftlichen Status- und Rollenunterschieden alle Mitglieder als Gottes Ebenbilder bzw. Glieder des Leibes Christi als gleich vorausgesetzt werden. *Zum anderen* das Verlangen nach Sicherheit. Für Beziehungen in der Kirche ist hier die diakonische Dimension der Gemeinde angesprochen. *Schließlich drittens* das Bedürfnis nach Gelingen in der zentralen Sachdimension. In der Kirche geht es hier vor allem darum, dass das Wort Gottes verstehbar und erfahrbar wird.

Folgen wir diesem ersten Denkansatz, dann liegt Vertrauen vor, wenn die Gemeindemitglieder bezogen auf die drei Bedürfnisdimensionen positive Geschichten erzählen können. Anhand der Befragung können Bedingungen beschrieben werden, in welche Richtung die Erwartungen der Mitglieder konkret gehen.

Das Bedürfnis nach *Anerkennung* stellt sich in den Erwartungen der Mitglieder in den folgenden drei Facetten des Gleichheitsprinzips dar:

a) Pfarrer und Pfarrerinnen nehmen in der Gemeinde eine herausgehobene Stellung ein. Für Gemeindemitglieder ist es ein sensibler Punkt, wenn sich Pfarrerinnen und Pfarrer Freiheiten herauszunehmen, welche sie nicht unbedingt als allgemeine Verhaltensregel ihrer Gemeindemitgliedern wünschen. Wichtig ist daher, dass sich Pfarrerinnen und Pfarrer selbst an die Regeln halten, die für alle Mitglieder gelten. So formulieren und fordern die Befragten, dass Pfarrer/innen «anständig» sein und «Gesetz und Ordnung» respektieren sollen. Ebenso sollen sie bereit sein, «finanzielle Opfer für die Kirche zu bringen», so dass an ihnen «anschaulich werden kann, was es heißt, ein christliches Leben zu führen». «Es sich zuhause bequem machen und nichts für das Dorf tun» und allgemein «die Suche nach dem eigenen Vorteil», untergräbt dagegen das Vertrauen.

b) Eine weitere Frage für Mitglieder ist es, ob sich Pfarrerinnen und Pfarrer als menschlich zeigen oder aber Abgehobenheit demonstrieren. «Wenn man mit ihm auch einmal Quatsch machen kann», dann ist das ein Signal für die Anerkennung prinzipieller Gleichheit und stärkt das Vertrauen. Andersherum ist die prinzipielle Gleichheit aller in Frage gestellt, wenn er «einige Leute im Ort bevorzugt», die «Jugend vernachlässigt» oder «sich auf eine höhere Stufe stellt».

c) Ein drittes Merkmal für eine Anerkennungskultur ist, dass eine Partizipation allen eröffnet ist. Dazu gehört, dass Pfarrerinnen und Pfarrer motivieren, «am Ganzen der christlichen Gemeinde mitzu-

arbeiten» und es ihnen gelingt, «viele zu beteiligen». Aber auch, dass sie selbst den Gemeindemitgliedern «vertrauen», sie «ernst nehmen» und eben nicht die «Entscheidungen alleine treffen». Schließlich zeigt sich die Gleichheit aller darin, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein an sie selbst gerichtetes «helfendes Wort» nicht zurückweisen, sondern als bedenkenswert wahrnehmen und ernsthaft reflektieren.

Die Frage der *Sicherheit* spiegelt sich in den folgenden drei Vertrauenserfordernissen:

a) So ist es fundamental, dass Pfarrerinnen und Pfarrer «da sind, wenn man sie braucht», dass sie ein «offenes Ohr» und «hilfreiche Ratschläge» bei Problemen haben. Ebenso ist der Bereich der Kasualien bedeutsam für eine Lebensbegleitung der Kirche, die dem eigenen Lebenszyklus einen Rahmen und Geborgenheit vermittelt, aber auch der Besuch bei hohen Geburtstagen kann als bedeutsam erlebt werden. Dabei möge «das Besondere des Einzelnen berücksichtigt werden» und der eigene Glaube gestärkt werden. Schließlich dürfen Pfarrerinnen und Pfarrer die «alten und kranken Menschen, insbesondere die im Krankenhaus und im Pflegeheim, nicht vergessen». Ganz allgemein wird «die Organisation von Hilfsmaßnahmen für Bedürftige» als bedeutsam für das Vertrauen erlebt.

b) Ein weiterer Aspekt der Sicherheit ist die Erfahrung von Inklusion trotz aller Schwächen und Fehler. Gemeindemitglieder wissen darauf hinzuweisen, dass dies bedeutsam für vertrauensvolle Beziehungen ist. Pfarrerinnen und Pfarrer sollen «offen sein» und nicht mit verurteilenden «Ermahnungen» kommunizieren. Die Fähigkeit, «dass er/sie mein Verhalten nicht verurteilt», möge sich auch darin erweisen, dass er/sie «nicht anfällig für Gerede» im Ort ist. Sicherheit stiftet auch, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer in der Seelsorge das Bewusstsein fördern, dass «ich mit meiner Unzulänglichkeit in den Händen Gottes aufgehoben bin», und signalisieren, dass ihnen «Sündenvergebung» eine wichtige Grundlage der Arbeit ist.

c) Als ein weiterer Aspekt von Sicherheit lässt sich die Frage der Zugehörigkeit in der ganzen Ortschaft verstehen. Es stellt sich die Frage, ob es Veranstaltungen gibt, «wo auch die ganze Familie dran teilnehmen kann und die Kinder Spaß haben». Den Befragten ist wichtig, dass Pfarrerinnen und Pfarrer den «Zusammenhalt und die Gemeinschaft» im Ort fördern und keinesfalls «einseitig parteipolitisch Stellung» nehmen, damit politisch Andersdenkende nicht ausgeschlossen werden. Aber auch bei Begegnungen im Ort ist bedeutsam, «dass er/sie mich nicht übersieht» und ein bestärkendes Signal der Zugehörigkeit sendet.

Schließlich gibt es das Bedürfnis nach einer *effektiven Problemlösung* im religiösen Kernbereich:

Dazu zählt, dass Pfarrerinnen und Pfarrer über religiöse Kompetenzen verfügen, «den Glauben nahebringen», und «gute Gespräche in Gruppen arrangieren» können. Auch soll die Arbeit eine «erkennbare Linie» und «klare Zielvorstellungen» zeigen. Gottesdienste gelten dabei als ein Aushängeschild. Sie sollen nicht weltfremd, unverständlich oder chaotisch ablaufen, sondern die «Kraft Gottes» möge erfahrbar werden. In der Seelsorge sollte sich erweisen, dass er «verborgene Trost- und Hoffnungsbereiche» kennt. Insgesamt soll der Glaube so gelehrt und verkündigt werden, dass «die Welt als sinnvolles Ganzes erscheint.»

In all diesen Erwartungen drückt sich die Tendenz zum Ganzen bei der Vertrauensfrage aus. Pfarrerinnen und Pfarrer sollen hier – summiert man die Erwartungen – fast alles sein. Es lässt sich erahnen, dass Pfarrer/innen oder auch andere Hauptberufliche in der Gemeinde mit der Erfüllung solcher Erwartungen schnell überfordert sind.

Ergebnisse in der Perspektive des 2. Denkansatzes. Die beschriebene Systematisierung von Erwartungsdimensionen im ersten Denkansatz hat jedoch ihre Grenzen. Theoretische wie empirische Analysen zeigen, dass unsere Beziehungswelt nicht so verfasst ist, dass es einen sicheren Verhaltenskanon gäbe, der immer Vertrauen garantieren könnte. Beziehungen mit Nähe verlangen andere Verhaltensmuster und Fähigkeiten (z.B. empathische Perspektivenwechsel) wie Beziehungen mit Distanz, in denen die Reputation in der Öffentlichkeit eine wichtige Rolle spielt. Die Pluralität religiöser Orientierungen und Erfahrungskontexte macht es zwangsläufig unmöglich, mit einer profilierten Verkündigung allen Mitgliedern der Gemeinde gleichermaßen gerecht zu werden.

Wissenschaftlich können derartige Beschreibungen durch Modelle systematisiert werden. In meiner eigenen Forschung habe ich ein Modell entwickelt, das Erkenntnisse der Vertrauensforschung integriert und dessen Vorhersagen auf Erfahrungen der Begrenztheit von Vertrauen fokussieren.

So kann die Erfassung unterschiedlicher Mitgliedererwartungen auch als Schlüssel zum Verständnis mannigfaltiger Vertrauensgewinne und -verluste in der Gemeindegemeinschaft dienen. Für eine entsprechende Modellbildung musste das für ein Gemeindemitglied erfahrbare Universum des Pfarrer/innenverhaltens eingefangen werden. In den vorliegenden Untersuchungen geschah dies über zehn Pfarrer/innenrollen: Mitchrist, Seelsorgerin, Führer ins Heilige, Lehrerin,

Evangelist, kirchliche Begleiterin, Organisator, Sozialarbeiterin, Freund und Therapeutin. Anhand dieser Rollen sollten die Befragten für ihre Beziehung zur Pfarrerin oder zum Pfarrer ein Wunschprofil erstellen, aber auch ihre tatsächliche Beziehung beschreiben. Um eine klarere Verständigung über die Rollen zu erreichen, wurden für jede Rolle Kurzdefinitionen vorgegeben (siehe Abb. 1).

Abb. 1: Der Pfarrer/innen-Vertrauensraum. Die Lage der Rollen stellt die Vereinbarkeit und Unvereinbarkeit der verschiedenen Pfarrer/innenrollen in der Sicht der Gemeindemitglieder dar. Je weiter die Rollen voneinander entfernt liegen, desto unvereinbarer werden sie erlebt.

Die statistische Analyse der Antworten erbrachte die in Abb. 1 dargestellte Struktur. Die einander gegenüberliegenden Rollen werden von den Gemeindemitgliedern als unvereinbar erlebt, die nebeneinanderliegenden als vereinbar. Die Lage der Rollen zueinander kann man sich als soziales Feld vorstellen. So haben die Gemeindemitglieder sehr unterschiedliche Beziehungswünsche an ihren Pfarrer. Wie auf einem Marktplatz, auf dem ganz unterschiedliche Pfarrer/innen ihre Dienste anbieten, fühlen sie sich eher zu einer nahen Beziehung (z.B. der Freundin) oder eher zu einer mit Distanz hingezogen (z.B. dem Lehrer). Oder sie ziehen eine säkular orien-

tierte Pfarrerin einer religiösen vor, oder aber umgekehrt. Möchte ein Gemeindemitglied Nähe und eine religiöse Orientierung des Pfarrers, dann ordnet es sich zwischen den Therapeuten und dem Mitchristen ein. Menschen, die alle Pfarrer/innenrollen im gleichen Ausmaß wünschen oder aber gleichgültig gegenüber jeder Rolle sind, befinden sich in der Mitte des Kreises. D.h. nach ihren Wünschen kann jedes Gemeindemitglied einen Ort im Raum finden. Jedes Gemeindemitglied hat aber auch eine Wahrnehmung seiner Pfarrerin bzw. seines Pfarrers vor Ort. Möglicherweise erscheint sie/er mehr oder weniger in Richtung auf einen der Pole im Raum profiliert. Nimmt man alle Gemeindemitglieder zusammen, dann erhält man die durchschnittliche Profilierung der Pfarrerin bzw. des Pfarrers vor Ort. Die berechneten Ergebnisse zeigen, dass die Gemeindemitglieder über das Profil ihrer Pfarrerrinnen und Pfarrer ziemlich einig sind. Die Profile der vier untersuchten Pfarrer zeigen deutliche Profilierungen in Richtung auf die Pole. Im Gegensatz dazu sind jedoch die Beziehungswünsche der Mitglieder im Raum bei allen untersuchten Gemeinden relativ gleich verteilt. In jeder der vier Raumregionen liegen etwa ein Viertel der Gemeindemitglieder, so dass sich keine ortsspezifischen Profilierungen zeigten.

Für die Verteilung des Vertrauens in der Gemeinde hat das bedeutsame Folgen, die am Beispiel der Ergebnisse von zwei Pfarrern veranschaulicht werden sollen. Ihr Ort im Vertrauensraum und ihr Vertrauen bei den Gemeindemitgliedern wurden berechnet und in Abb. 2 dargestellt.

Diese Abbildung zeigt, dass Pfarrer A in besonderer Weise als Seelsorger von seiner Gemeinde wahrgenommen wird, Pfarrer B hingegen als Organisator. Wenn es so wäre, dass in Gemeinde A alle Menschen den Pfarrer als Seelsorger wünschten und in Gemeinde B alle den Organisator wollten, dann wäre die Welt in Ordnung. Tatsächlich aber unterscheiden sich die beiden Gemeinden nicht: In allen Raumregionen finden sich etwa gleich viel Menschen. So kommt es, dass Pfarrer A bei dem Teil seiner Gemeinde auf besondere Liebe stößt, der ihn eher als Seelsorger wünscht (Mitglieder mit Wünschen in der oberen Raumhälfte). Die Gemeindemitglieder, die eher einen Organisator wollen, sind hingegen mit Pfarrer A unzufrieden. So kommt es, dass der eine Teil der Gemeinde großes Vertrauen zu Pfarrer A hat, der andere dagegen nur geringes. Gleiches gilt umgekehrt für Pfarrer B: Gemeindemitglieder, die eher einen religiös orientierten Pfarrer wünschen, vertrauen Pfarrer B nur wenig, diejenigen hingegen, die eine tendenziell säkularere Orientierung erwarten, haben großes Vertrauen zum Pfarrer. Die

Abb. 2: Wahrnehmung der Pfarrer A und B durch ihre Gemeindemitglieder im Pfarrer/innen-Vertrauensraum.

beste Pfarrerin oder den besten Pfarrer kann es nach Maßstab des Vertrauens in dieser Situation nicht geben. Wie man es auch dreht und wendet, der Vertrauensraum beschreibt ein echtes Dilemma.

Praktisch-theologische Perspektiven im ersten Denkansatz: Beiden Denkansätzen entsprechen unterschiedliche Impulse für die Praxis der Gemeindegemeinschaft. Dem ersten Denkmodell entspricht die Forderung, dass Kirche unterscheidbar von anderen Organisationen sein muss. Denn die Organisationsforschung lehrt, dass Menschen Organisationen nicht anders als über die Dimensionen der (1) Anerkennung (Gleichheit), (2) Sicherheit und (3) Problem- und Aufgabenbewältigung erfahren können. D.h., Menschen vergleichen ihre Organisationserfahrungen und es ist offenkundig, dass Menschen (auch) in Betrieben und Vereinen Anerkennung und Unterstützung bezüglich privater Angelegenheiten erhalten. Kirche ist daher zunächst primär aufgrund ihrer religiösen Sachdimension des Glaubens unterscheidbar, wird jedoch zugleich aufmerksam auf der Anerkennungs- und Sicherheitsdimension wahrgenommen. Über entsprechende Beziehungserfahrungen vermitteln sich dabei die Kirche und der sie tragende Geist.

Ob in der Kirche ein besonderer Geist erfahrbar ist, können die Kirchenmitglieder nun vor allem im Vergleich der beiden sozialen

Dimensionen beurteilen. Was oben als Vertrauenskriterien für die Beziehungen von Gemeindemitgliedern und Pfarrer/innen beschrieben wurde, hat damit eine ekklesiologische Bedeutung. Die erfahrene Anerkennung als «gleichgewertschätztes» Mitglied verleiht dem Glauben Geltung, dass der Mensch einen unbedingten Wert vor Gott hat, der nicht vom gesellschaftlichen Status abhängig ist. In der diakonischen Praxis der Gemeinde, die den Bedürftigen Hilfe zukommen lässt, vermittelt sich nicht nur ein Sicherheitsgefühl für den Fall eigener Betroffenheit, sondern es erweist sich der Glaube lebendig, der im Bedürftigen Christus erkennt und erkennen muss (Mt 25,40.45). Wird also in in der Kirche ein mehr an vertrauensstiftenden Erfahrungen gesammelt, dann erweist sich der die Kirche begründende Glaube überhaupt erst als lebensrelevant.

Zwar hält das evangelische Kirchenverständnis die Unmöglichkeit ungebrochenen Vertrauens in der Kirche mit ihrer Bestimmung der Kirche als Gemeinschaft der Sünder fest. Beziehungen reinen Vertrauens sind daher unter den Gläubigen empirisch nicht zu finden und mit enttäuschten Erwartungen in der Kirche ist zu rechnen. Die Beziehungen der Mitglieder zu beruflichen Rollenträgern sind da eingeschlossen. Jedoch gilt auch: Die Glaubenden leben als gerechtfertigte Sünder aus der Annahme Gottes heraus. Menschen in der Kirche könnten daher ihre Beziehungsmöglichkeiten und Beziehungsgrenzen bewusster wahrnehmen, weil sie unter Gottes rechtfertigenden Blick keine Realität in der Selbstreflexion verdrängen müssen. Vertrauensstiftende Handlungsmöglichkeiten können dann leichter entdeckt werden. Theologisch gesehen, wissen die Glaubenden zugleich um die Unmöglichkeit vertrauensvoller Beziehungen in der Kirche wie um ihre durch den Glauben erweiterten Möglichkeiten. In dieser Perspektive ist es berechtigt, wenn die Öffentlichkeit an die Kirche höhere Vertrauensanforderungen stellt, als an andere Gruppen und Organisationen.

Praktisch-theologische Perspektiven im zweiten Denkansatz: Der zweite Denkansatz beschreibt die Vertrauensfrage als Dilemma. Hier gilt: Mit einem Dilemma kann man besser oder schlechter zurechtkommen. Es gibt günstigeres oder ungünstigeres Verhalten im Pfarrer/innen-Vertrauensraum. Der wichtigste Schritt besteht darin, das Dilemma als solches zu akzeptieren.

Die erste Schlussfolgerung aus der durchgeführten Untersuchung ist, dass Pfarrerinnen und Pfarrer nicht alles sein können. Mit dem Modell können ihre Stärken und Schwächen zugleich benannt werden. Dabei gilt, dass die zu vermutenden Schwächen jeweils im Raum gegenüber den konkreten Stärken liegen. Schwächen sind

demnach nicht unbedingt durch Nachlässigkeit bedingt, sondern als Nebenwirkung von Stärken verstehbar.

Praktische Erfahrungen zeigen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer mit dem «Vertrauensraum» ausgesprochen gut die Verteilung des Vertrauens und auch Misstrauens in der Gemeinde vorhersagen können. Dieser Sachverhalt ermöglicht, dass der Vertrauensraum als Supervisions- und Planungsinstrument in der Gemeinde eingesetzt werden kann. So gibt der Gehalt des Vertrauensraums Auskunft über eine Reihe von Fragen.

- Welche Probleme entstehen, wenn Gemeindemitglieder aufgrund einer wechselnden Lebenssituation, ihre Pfarrerin oder ihren Pfarrer in einer neuen Rolle wünschen, die mit der bisherigen Beziehung nicht vereinbar ist? Welche Verhaltensstrategien sind hier hilfreich?
- Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Ort im Raum benennen können, dann können sie auch die Grenzen ihrer Person besser in der Gemeinde kommunizieren. Das ist vertrauensdienlich, weil dadurch unrealistische Erwartungen an sie abgebaut werden können. Das Verständnis füreinander kann so wachsen.
- Des Weiteren lassen sich für eine gegebene Position im Raum die Gemeindemitglieder benennen, die unzufrieden sind. Es können dann Überlegungen angestellt werden, mit welchen Angeboten man einen Ausgleich für sie finden kann.

Ein Gedankenexperiment zur Selbstpositionierung in der Gemeindegemeinschaft möge als Anregung dienen. Die Förderung der Gemeinschaft im Ort ist vielen Gemeindemitgliedern ein besonders wichtiges Anliegen, das mit der Formulierung der «Evangelistenrolle» aufgenommen wurde. Entsprechend könnte man die Evangelistin (bzw. den Evangelisten; ff.) propagieren. So findet sie in allen durchgeführten Untersuchungen stets die meiste Zustimmung. Die geringste Zustimmung findet dagegen die Therapeutin. Auf's Ganze gesehen könnte daher ein Pfarrer/innenprofil als Evangelistin besser sein als das der Therapeutin. Also fassen wir uns ein Herz und positionieren die Pfarrerin ganz rechts im Kreis als Evangelistin. Das Modell sagt nun, dass die Gemeindemitglieder, die die Freundin und Therapeutin wünschen, Vertrauen verlieren werden. Das müssen wir akzeptieren und rechtfertigen dies mit der utilitaristischen Maxime «fördere das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl». Darüber hinaus versuchen wir verantwortungsethisch begründet die Gemeindemitglieder zu entschädigen, die eine Freundin und Therapeutin suchen. So ließen sich in das Programm der «lebendi-

gen christlichen Gemeinde» (s.o. Evangelistin) Strukturen integrieren, die eine gegenseitige Seelsorge der Mitglieder untereinander fördern. Die Evangelistin wäre dann von Ansprüchen befreit, die sie nicht erfüllen kann, und die Funktion der Nähe wäre trotzdem erfüllt.

Abb. 3: Die Evangelistin im Vertrauensraum, wo Pfarrer/innen besonders gern gesehen werden.

Sicherlich gibt es mehrere «optimale» Punkte im Raum. Zum Beispiel bietet sich auch eine Selbstpositionierung dort an, wo sich die individuelle professionelle Persönlichkeit am meisten zu Hause fühlt. Dort hat sie vermutlich auch ihre Kernkompetenzen und wird in ihrem Bereich bei besonders vielen Menschen Vertrauen erwerben. Im Raum gegenüber können dann andere ihren Dienst tun. Modellgemäß könnten dies gerade Mitarbeiter/innen oder Gemeindeglieder sein, die als oppositionell wahrgenommen werden. Diese ins Boot zu holen, verlangt emotional möglicherweise über den eigenen Schatten zu springen, ist zugleich aber eine große Chance für die Gemeindearbeit. Kirche müsste dann nicht pfarrer/innenzentriert sein, sondern könnte ihre Vertrauensdilemmata durch eine Verteilung konfligierender Funktionen auf unterschiedliche Gemeindeglieder bewältigen.

Insgesamt sind demnach im zweiten Denkmodell ungebrochene, perfekte Vertrauensbeziehungen unter der Bedingung sich situativ verändernder Bedürfnislagen unmöglich. Eine solche Sichtweise der Unmöglichkeit idealen Vertrauens entspricht nicht zuletzt der

christlichen Anthropologie, die den Menschen als «Sünder» begreift, der am Ideal vertrauensvoller Beziehungen immer wieder scheitert. Der Glaube an die Rechtfertigung des Sünders bietet in einer solchen Konstellation gerade eine befreiende Perspektive, weil die Unmöglichkeit perfekten Vertrauens nicht zum unbedingten Maßstab der Selbstbewertung werden muss. Vielmehr eröffnet der unbedingte Zuspruch Gottes eine Entspannung und Befreiung von Überforderungsgefühlen, die den Blick öffnet für vielfältige und angemessene Lösungsmuster im Umgang mit den Dilemmata menschlicher Beziehungen.

— Prof. Dr. Carsten Gennerich lehrt Gemeindepädagogik an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt.